Folge der Ueberspannung des Schriftprinzips im Protestantismus, und daher hat sich dieser mit Delitzsch auseinander zu setzen.

Was Delitzsch als „Offenbarung" betrachtet:

„In der Tat hege ich die feste Glaubensüberzeugung, daß Gott wie in der Natur und in uns selbst, nämlich in unserem Gewissen und in dem Verlangen unseres Herzens nach Ihm, so auch in der Geschichte sich uns offenbart, d. h. sich von uns erkennen läßt, in der Geschichte durch sein alle Menschen und Völker umfassendes, auf immer höhere Vervollkommnung abzielendes planvolles Walten, wie mir z. B. Alexander der Große mit besonderer Deutlichkeit als ein Werkzeug solch göttlichen Waltens erscheint" (S. 47).

ist ja recht nett, aber nichts Neues, und erschöpft den Offenbarungsbegriff der heiligen Schrift, auch des Alten Testamentes, keineswegs.

Delitzsch hat in diesem seinem „Rückblick" viel Wasser in seinen Wein geschüttet, zur nicht geringen Enttäuschung Derjenigen, welche ihn als Bundesgenossen im Kampfe gegen den Gottesglauben und gegen die Bibel überhaupt glaubten begrüßen zu dürfen; wie denn ein sozialdemokratischer Rezensent der neuen Broschüre (Unterhaltungsblatt des „Vorwärts" Nr. 37 vom 21. Februar 1904) dieser Mißstimmung in ärgerlichem Spott über Delitzsch's Halbheit Ausdruck verleiht.

Delitzsch macht die und da allerhand geheimnisvolle Andeutungen über das, was er noch in petto hat. Er möge das Material nur vorlegen; die Offenbarung hat davon nichts zu befürchten; denn für sie ist es von völlig untergeordneter Bedeutung, ob eine Schrift historisch oder prophetisch zu erklären ist.

---

## Unglücksfälle.

Unglück hat breite Füße, sagt ein altes volkstümliches Sprichwort und unser Lieblingsdichter Schiller behauptet in seinem „Lied von der Glocke", daß es schnell schreitet. In der Tat, manches Unglück überrascht und überrumpelt die, welche es heimsucht, derart, daß sie ihm gar nicht ausweichen können. Das ist besonders im modernen Verkehrsleben der Fall und beruht zum Teil auf den vom erfindungsreichen Fortschritt geschaffenen Einrichtungen, zum Teil aber auch auf der Unvorsichtigkeit und Leichtfertigkeit des Publikums, welches von diesen Einrichtungen Gebrauch macht, wie die große Zahl der Unglücksfälle, die sich beim Rad- und Automobilfahren auf den Eisenbahnen und bei Vergnügungen der verschiedensten Art ereignen. Nicht selten kommt es vor, daß die Zeitungen über wahre Unglückstage und -Wochen zu berichten haben, welche die Unglückschronik in einem Maße bereichern, daß es die Leser und Leserinnen kalt überläuft. Die meisten dieser traurigen Geschehnisse würden nicht zu verzeichnen sein, wenn mit mehr Ruhe, Besonnenheit und Ueberlegung gehandelt würde. Leider aber fehlt es in unserem nervösen Zeitalter gar vielen an diesem wertvollen, Schutz bietenden Rüstzeug und daher hat das, was wir gemeinhin Unglück nennen, freies Spiel. Noch vor kurzem wurde in der Presse eine ganze Reihe von schweren Unfällen mitgeteilt, die zur Genüge erkennen ließen, daß manche Leute durchaus nicht so vorsichtig handeln, wie es ihnen die Klugheit gebieten sollte. Drei dieser Unfälle waren besonders charakteristisch für die Leichtfertigkeit, mit der man sich unter Umständen der größten Gefahr für Leib und Leben aussetzt. In dem einen Falle benutzte eine Mutter mit ihrer erwachsenen Tochter die beide zu einer Eisenbahnstation wollten, einen das Bahngeleise entlang führenden Fußpfad, um den Weg etwas abzukürzen. Es herrschte aber ein starker Sturmwind und das Brausen desselben ließ die Fürbodengehenden das Herannahen eines Kieszuges überhören. Im Augenblick war ein entsetzliches „Unglück" da: Das junge Mädchen wurde von der Maschine des Zuges erfaßt und vor den Augen seiner Mutter vollständig zermalmt. Wer trug die Schuld an diesem furchtbaren Vorkommnis? Die Sorglosigkeit, mit der Mutter und Tochter den verbotenen Fußpfad betreten hatten, um etwas schneller ans Ziel zu gelangen. Wären beide auf dem ihnen gegebenen Weg geblieben, so hätte das „Schicksal" die Tochter nicht ereilt, sie hätte ihr Leben nicht in so grauenhafter Weise eingebüßt und die Mutter nicht den Verlust ihres Kindes zu beklagen.

In dem zweiten Falle stieg ein Passagier aus dem von ihm benutzten Eisenbahnzuge, als dieser vor der Station, zu welcher die Einfahrt nicht frei war, auf der Strecke hielt. Der Mann schritt über die Geleise, stürzte eine Böschung hinab und in die hochgehenden Wogen eines über seine Ufer getretenen Flüßchens, in denen er seinen Tod fand. Hier war es die Eile, die Hast des Passagiers, die das Verderben herbeiführte. Allerdings trug auch das vorzeitige Halten des Zuges in gewissem Sinne mit die Schuld an dem Unglücke, und deshalb möchten wir bei dieser Gelegenheit den dringenden Wunsch aussprechen, daß seitens der Eisenbahnverwaltung in der einen oder anderen Weise noch mehr als bisher für die Sicherheit des reisenden Publikums Sorge getragen werde in dem Falle, daß ein Zug genötigt ist, auf offner Strecke zu halten. Namentlich bei herrschender Dunkelheit, die den Passagieren die Orientierung bezüglich der Umgebung bedeutend erschwert, kann ein solches Halten dem einen oder anderen leicht verhängnisvoll werden, zumal dann, wenn der betreffende Zug eine beträchtliche Länge hat und der Ruf des Fahrpersonals: „Türen zulassen, nicht aussteigen!" nicht überall in den Wagenabteilen zu hören bezw. zu verstehen ist. Im übrigen aber sollte es sich jeder Reisende zur Gewohnheit machen, nicht eher sein Wagenabteil zu verlassen, bis er sich davon überzeugt hat, daß er wirklich an seinem Bestimmungsort angelangt ist.

In dem dritten Falle, den wir hier erwähnen wollen, unternahm ein verheirateter Fährmann das Wagnis, mitten in der Nacht bei Hochwasser und stürmischem Wetter zwei Personen in einem Kahne über den Rhein zu setzen. Die gefährliche Fahrt gelang dem Schiffer, aber als er allein in seinem Nachen über den brausenden Strom nach dem Fährhause zurückkehren wollte, traf ihn das Unglück, daß das Fahrzeug kenterte und er seinen Tod in den Wellen fand. Der Schiffer hatte die Gefahr, die ihm sowohl als auch den beiden Personen, die sich ihm anvertrauten, drohte, zu gering geschätzt und seinem Können zu viel zugemutet. Hätte er die obwaltenden Verhältnisse genügend in Betracht gezogen und ruhig überlegt, so würde er zweifellos die Fahrt, die zudem eine unbedingte Notwendigkeit nicht war, unterlassen und so sich und seine Familie vor den schrecklichen Folgen derselben bewahrt haben.

Möge man aus diesen Beispielen, die sich leicht vermehren ließen, die Nutzanwendung ziehen, daß es zur Verhütung von „Unglücksfällen" vor allem erforderlich ist, ruhig und besonnen zu Werke zu gehen und daß es viel besser ist, auf vermeintliche oder wirkliche Vorteile zu verzichten, als sich um dieser willen in eine mehr oder weniger große Gefahr zu begeben, in der man gewärtig sein muß, Leib und Leben auf's Spiel zu setzen.

---

### Die Kriegserklärung.

Die Kriegserklärung ist ein uralter Brauch; besonders die Römer hielten dieselbe für eine Bedingung des gerechten Krieges und machten daher einen Unterschied zwischen dem gerechten Kriege und dem Aufstand. Im Mittelalter und gegen die Neuzeit hin verschärfte sich der Grundsatz, daß eine förmliche Ankündigung des Krieges dem Beginne desselben vorhergehen müsse, und die Uebertreter dieses Gesetzes traf Schande. Es trat jedoch auch die Ansicht auf, daß die Kriegserklärung zum gerechten Kriege nicht notwendig sei, und in der Praxis ist tatsächlich vielfach — namentlich in der neuesten Zeit — davon abgesehen worden, bezw. glaubte man genug zu tun, wenn man das Kriegsmanifest gleichzeitig mit dem wirklichen Angriffe erließ oder es demselben nach einiger Zeit nachsandte. Der Grund aber, weshalb man im allgemeinen noch immer an der Form der Kriegserklärung festhält, ist der: der Angegriffene soll wissen, warum man ihn mit Waffengewalt überzieht, damit er, wenn er die Gerechtigkeit der Forderung erkennt, dieselbe erfülle, oder wenn nicht, daß er vor aller Welt sich wegen der Weigerung, ihr Genüge zu leisten, rechtfertige. Auch soll die Welt wissen, aus welchem Rechtsgrunde der Kampf unternommen wird, damit sie den redlichen Kriegführer von dem rechtsverachtenden Räuber unterscheide, der als Feind aller erscheint. Diese Regel gilt namentlich für den angreifenden Teil, jedoch soll auch der Angegriffene, obschon sich der von ihm sofort geleistete Widerstand als Notwehr charakterisiert, seine Gründe mitteilen, damit er nicht als ein die Rechtsbefriedigung böswillig Verweigernder angesehen werden kann. In dem russisch-japanischen Kriege haben die Feindseligkeiten ohne vorherige förmliche Kriegserklärung alsbald nach Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Mächten begonnen.

---

## Industrie, Handel und Verkehr.

### Zur Lage des Eisenmarktes.

Eine Klärung der Lage ist in den Vereinigten Staaten immer noch nicht eingetreten, und die Meldungen lauten so widersprechend, daß es ganz unmöglich ist, sich ein Urteil zu verschaffen. Während es von einer Seite heißt, in Roheisen bessere der Verkehr sich ein wenig, wird von der anderen berichtet, es herrsche größere Schwäche darin vor. Für Fertigwaren scheint aber die Stimmung sich etwas zu beleben; Stahlschienen sind seitens der Eisenbahnen gefragt, auch für Stahlbarren ist mehr Begehr bemerkbar. Im ganzen bleibt aber die bisherige Ungewißheit bestehen und sieht es nicht so aus, als ob die nächsten Wochen eine große Aenderung herbeiführen könnten.

Der englische Roheisenmarkt war belebt, es fanden ziemlich zahlreiche Umsätze auch auf längere Fristen statt. Wie bereits das vorige Mal bemerkt worden, übt die größere Lebhaftigkeit auch auf den Werken einen günstigeren Einfluß aus, sind Hämatit und auch einzelne Sorten Fertigeisen und Stahl dadurch reger begehrt. In Birmingham jedoch geht es recht still her und zeigen die Käufer große Zurückhaltung. — Die schottischen Stahlwerke haben sich zu einem Verbande vereinigt, um die Preise im Inlande auf einer lohnenden Basis zu erhalten. Nach außerhalb, auch nach England, kann zu beliebigen Sätzen verkauft werden.

In Frankreich bessert das Geschäft sich langsam. Die Bautätigkeit wird reger, auch sonst zeigt sich etwas mehr Kauflust und so sind die Werke im allgemeinen weit besser mit Aufträgen versehen. Trotzdem suchen die Käufer immer noch Nachlässe durchzusetzen, zu denen die Abgeber sich nun aber nicht mehr bereit finden lassen. Eine Erhöhung der Preise konnte jedoch auch noch nicht durchgeführt werden, trotzdem es an Bemühungen nicht fehlt, und so erbringen die Ordres vielfach noch nicht genügenden Gewinn.

Wenig befriedigend ist andauernd die Lage auf dem belgischen Eisenmarkt. Wäre der ostasiatische Krieg nicht zum Ausbruch gekommen, dann hätte der Verkehr sich sicher bereits viel günstiger gestaltet. Aber Belgien ist in hohem Maße auf den Export angewiesen und dieser wird, da Japan ein guter Abnehmer war, dadurch wahrscheinlich stark beeinträchtigt werden. Deutschlands Konkurrenz macht sich auf dem Weltmarkte für Belgien sehr fühlbar und dürfte es bleiben, bis der deutsche Bedarf ein größerer wird.

In Rußland hat sich bekanntlich im Laufe des verflossenen Jahres die Lage der Eisenindustrie sehr gebessert und sind auch in diesem die Aufträge bisher befriedigende eingegangen und erwiesen sich als lohnen. Die Befürchtung waltet jedoch ob, daß der Krieg sich da als hindernd erweisen werde, und in der Tat beginnt bereits nun größere Zurückhaltung zu zeigen. Für einige Zeit sind jedoch die Werke noch mit ausreichender Beschäftigung versehen.

Wenig Veränderung hat die letzte Berichtszeit auf den deutschen Märkten gebracht. Nach wie vor liegt das Geschäft in Rheinland-Westfalen sehr still, während in Oberschlesien sich etwas mehr Regsamkeit bemerkbar macht. Der Krieg dürfte dort auch kaum von nachteiligem Einfluß sein, da Oberschlesien kaum mit Ostasien in Beziehungen steht, er scheint im Gegenteil eine erhöhung der Ausfuhr zu bringen, da, wie es heißt, Roheisen während des Krieges zollfrei nach Rußland gelangen soll, weil infolge Wagenmangels die russischen Walzwerke nicht genügend Rohmaterial aus dem Süden des Landes erhalten. In den westlichen Bezirken dagegen dürfte sich die Einwirkung der Feindseligkeiten sehr bemerkbar machen. Die Verhandlungen wegen Bildung des Stahlwerkverbandes nehmen Summe aller in die engere Wahl gekommenen Angebote zu ermitteln ist. Hierbei werden jedoch alle die Gebote nicht berücksichtigt, die den Voranschlag um 10 Prozent überschreiten oder um 20 Prozent hinter ihm zurückbleiben. Ferner sollen in der Regel bei der engeren Wahl Personen und Firmen nicht berücksichtigt werden, die für sich in Strafanstalten arbeiten lassen, oder vorwiegend Ausländer beschäftigen. Desgleichen solche, die sich bereits im Konkurs befunden oder andere in ihrem Vermögen geschädigt haben. Unter den anderen Paragraphen verdient noch die Bestimmung Erwähnung, nach welcher Generalunternehmer von der Vergebung von Lieferungen ausgeschlossen werden, und daß bei einem Ausstande die Lieferzeit entsprechend verlängert, sowie die etwa erzielte Lohnerhöhung im Preisanschlage in Anrechnung gebracht wird. Das Vorgehen dieser Behörde verdient sicher an vielen Orten Nachahmung. Das ist gesunde Wirtschaftspolitik, die hier getrieben wird!

---

**Wetteraussichten auf Grund der Berichte der Deutschen Seewarte.**

(Unbefugter Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.)

3. März. Völlig veränderlich, milde, lebhafte Winde.

Sind Sie **Blutarm?** Trinken Sie „Adriaglut"
Roter Adriatischer Küstenwein (süßlich.)
Preis per ½ Fl. Mk. 1.60.
Zu haben in Bochum in den durch Plakate erkenntlichen Verkaufsstellen.

Verantwortlicher Redakteur F. Z. Knappe in Bochum.
Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei.




Nr. 50. 2. März 1904

# Lebenswege.

Erzählung von Clara Wilhelmi.

(Nachdruck verboten.)

Der Kranke öffnete die Lippen und lispelte „Köthchen!" Dabei flog ein sonniger Schimmer über sein blasses Gesicht. Er fühlte nicht die brennenden Schmerzen der Kopfwunde, auch nicht die des zerbrochenen Armes; seine Seele umgaukelten liebliche Bilder der Vergangenheit. Er sah wieder das altersgraue, verwitterte Kloster, hörte wieder das leise geheimnisvolle Rauschen und Flüstern in den hohen Gipfeln der Bäume des Waldes; hörte den hernieder-strömenden Regen, den rollenden Donner, sah die zuckenden Blitze. Jetzt saß er wieder mit Käthchen auf der Steinbank in der alten Kapelle, sie schmiegte ihr Köpfchen an seine Schulter — da — tauchte ein anderes Bild aus dem Dunkel hervor, es war das Hugo von Bergens.

„Zurück, zurück, weg!" stöhnte der Kranke.

Jetzt war auch die Vision eine andere. Er befand sich nicht mehr neben Käthchen auf der Steinbank, sondern er stand im Dickicht des Thiergartens, beobachtete und lauschte der Unterredung Hugo's mit seiner Gattin.

„Verräterin!" murmelten seine Lippen, ein lautes, qualvolles Stöhnen entrang sich seiner Brust und seine Züge drückten eine namenlose Angst aus. Nach und nach beruhigte er sich wieder, ein paar kleine, weiche Kinderärmchen lugten in seinen Traum hinein und legten sich um seinen Hals, ein reizendes Kinderköpfchen legte sich an seine Wange und rosige Lippen flüsterten zärtlich: „Papa, lieber Papa!"

So wechselten die Visionen, bald führten sie ihm heitere frohe Bilder vor, bald dunkele, traurige, beängstigende. Dieses währte mehrere Tage lang, da ließen die Wundfieber nach, aber auch in wachendem Zustande umschwebten ihn die Bilder seiner Vergangenheit. Er fühlte und erkannte, welches Glück er verloren, verscherzt habe, aber er maß noch immer die einzige Schuld seiner Gattin zu, und sein Gemüt verdunkelte, sein Herz verhärtete sich immer mehr. So lange er selbst sein Unrecht, seine begangenen Fehler nicht erkannte, konnte die Gnade des Herrn nicht in sein Herz einziehen.

Nach einigen Wochen kehrte Paul geheilt aus dem Hospitale in seine frühere Wohnung zurück. Seine wenigen Ersparnisse hatte die Krankheit aufgezehrt. Er ging zu Mr. Woods Comptoir, um seine alte Stellung wieder einzunehmen.

Hier herrschte emsiger Fleiß, die tiefe Stille wurde nur durch das Geräusch der über das Papier laufenden Federn unterbrochen, und die Blicke der Schreibenden wandten sich nicht der Türe zu, als Paul eintrat. Nur Herr Woods hob den Kopf flüchtig zu ihm empor, neigte denselben ein wenig zum Gruße und schrieb weiter. Endlich steckte er die Feder hinter das Ohr und trat dem noch immer an der Tür harrenden Paul entgegen.

„Nun, Herr Werner, was führt Sie denn zu mir? Freut mich sehr, Sie wieder wohl zu sehen," sagte er mit leichter Verbeugung in höflichem, aber keineswegs herzlichem Tone.

Bei dem Namen „Werner" hoben sich die Augen der übrigen Anwesenden und hafteten hämischen Blickes auf dem Träger desselben.

„Ich wollte mir die Anfrage erlauben, ob ich den früher innegehabten Posten wieder übernehmen darf?" erwiderte jener.

„Bedaure, mein Herr," entgegnete Mr. Wood, mit den Achseln zuckend, „der ist bereits besetzt, und wie ich hinzufügen darf, zu meiner vollen Zufriedenheit."

„Können Sie mir denn nicht einen anderen Posten in Ihrem Geschäfte übertragen?" fragte Paul, den die Antwort und schroffe Haltung seines Gönners unangenehm berührte.

„Hm, nein, nicht daß ich wüßte," sagte dieser. „Und wenn auch wohl ein Platz offen wäre, würde ich Ihnen denselben doch nicht geben können."

„Und darf ich fragen: Warum?"

„Wenn Sie sich eben hineingearbeitet haben, so würde Ihnen vielleicht ein ähnlicher Unfall zustoßen und ich genötigt sein, wieder einen anderen mit Ihren Arbeiten zu betrauen. Ich liebe dieses Wechseln nicht."

„Wir wollen hoffen, Herr Wood, daß Ihre Befürchtung nicht eintritt," versetzte Paul, welcher begann, ungeduldig zu werden.

„Je nun, hoffen oder nicht, es könnte gerade Ihnen aber doch passieren," meinte Wood, ihn scharf ansehend, während er beide Hände in die Tasche steckte.

„Warum denn gerade mir?" fragte Paul mit nicht geringem Erstaunen.

„Weil diejenigen, die des Guten gerne zu viel genießen, mehr solchen Unfällen ausgesetzt sind," sagte er kühl.

„Sie wollen mit diesen Worten doch nicht andeuten, ich sei an jenem Abend, wo ich überfahren wurde, in trunkenem Zustande gewesen?" fuhr Paul erregt fort.

„Eben dieses wollte ich damit sagen, und ich kann Ihnen daher keine Beschäftigung geben."

„Sie sind aber entschieden im Irrtum, Herr Wood, beteuerte der Beschuldigte. „Diese Herren könnten mir bezeugen —"

„Daß Sie an jenem Abend in solchem Zustande unter den Wagen geraten sind," unterbrach ihn Mr. Wood. „Die Herren machten noch eine gemeinsame Promenade durch die Stadt und reichlich eine Stunde später, als Sie dieses Lokal verlassen hatten, waren sie Zeugen des Straßenauflaufes, den Ihre Ueberfahrt verursachte."

„Im Gegenteil, ich begleitete die Herren auf dieser Promenade. Ein schönes Gemälde fesselte meine Aufmerksamkeit, ich wurde von ihnen getrennt, und um mich ihnen wieder anzuschließen, mußte ich die breite Fahrstraße überschreiten, wo mich das Unglück ereilte. Aber so sprechen Sie doch, meine Herren," wandte er sich an diese. „Bezeugen Sie die Wahrheit meiner Aussage."

Doch hier fand er nur schadenfrohe hämische Gesichter.

„Sie sehen, daß die Herren dies nicht können," fuhr Wood fort, „denn sie haben mir den Sachverhalt als Augenzeugen mitgeteilt, und Sie wollen doch nicht zu behaupten wagen, daß diese Herren alle mich falsch unterrichtet haben? Bedaure, nicht helfen zu können, sagte er, sich wieder leicht verbeugend und kehrte zu seinem Platze zurück.

Paul sah sich hiermit entlassen; in seinem Innern kochte es vor Wut; er war kaum mächtig, die Worte zu sagen: „Dann bitte ich zu entschuldigen, daß ich gestört habe."

Das achselzuckende Lächeln Herrn Woods und die triumphierenden Blicke der Uebrigen folgten ihm bis zur Türe hinaus.

Leise Verwünschungen über das Bild, welches ihm so verhängnisvoll geworden war, ausstoßend, lenkte er seine Schritte anderen Handelshäusern zu, um, wie beim Anfang seines Aufenthaltes in Amerika, sich nach einem Broderwerb umzusehen, aber ebenso erfolglos. In den ersten Tagen wurden Paul einige kleine, unbedeutende Stellen angetragen; sein Stolz sträubte sich jedoch, diese anzunehmen. Er, der in der Residenz so Angesehene, sollte hier in so untergeordneter Stellung fungieren? Nein, es mußte sich noch etwas besseres finden.

Seine geringe Barschaft war bis auf weniges zusammengeschmolzen und noch hatte er keine Arbeit, keinen Verdienst gefunden. Wie gerne hätte er nun

die geringfügigste Stelle bekleidet, die er vor Kurzem noch verschmähte, allein sie waren schon wieder von anderen besetzt. Den ganzen Tag hatte er umhergeirrt, ohne Speise, ohne Trank, aber auch ohne Arbeit gefunden zu haben. Er war kaum noch im Stande, sich weiter zu schleppen; er mußte etwas genießen, aber woher nehmen? Keinen Penny nannte Paul mehr sein eigen, und doch quälte ihn der Hunger. Da beschloß er, von seinen Kleidungsstücken das Entbehrlichste zu verkaufen und für den Erlös sich eine Mahlzeit bereiten zu lassen.

Ein Stück seiner Garderobe nach dem anderen wanderte in den Laden des alten Trödlers, und kärglich fristete er sein Leben; doch auch das letzte entbehrlichste Stück war den anderen gefolgt und noch war Paul ohne Verdienst. Mißmutig, fast verzweifelnd, saß Paul bei seinem dürftigen Mahle in einem Restaurant niedrigen Ranges, da wurde die Tür lärmend geöffnet und vier roh aussehende Männer traten ein. Ihren harten, schwieligen Händen sah man es an, daß sie alle vier der arbeitenden Klasse angehörten, obwohl zwei von ihnen wie Gentlemen gekleidet waren. Sie ließen sich in Pauls Nähe an einem Tisch nieder, und verlangten nach Wein und Grog. Anfangs achtete er nicht auf das Gespräch derselben, doch bald schien es ihm Interesse einzuflößen, denn er horchte aufmerksam auf jedes Wort.

„Schafsköpfe, die Ihr seid," rief einer der besser Bekleideten, indem er mit der Hand auf den Tisch schlug, daß die Gläser klirrend aufsprangen. „Schafsköpfe! Euch hier so abzuplacken Tag für Tag die schwersten Arbeiten zu verrichten, um einige lumpige Pennys zu verdienen, da Ihr da draußen mit geringer Mühe Euch ein großes Vermögen erwerben und in feinen Kleidern einhergehen könnt, wie wir."

„Nun, wenn Du nicht fleißig gearbeitet hast, wird Dein Vermögen, womit Du renommierst, auch nicht besonders groß sein. Das Geld wird da draußen auch nicht aus dem Boden wachsen?" erwiderte mit leichtem Spott einer der anderen Arbeiter.

„Ja, freilich tut es das," versetzte jener, „es wächst nicht aus dem Boden heraus, sondern in demselben, und da kannst Du es suchen. Schaut mal her!"

Er zog ein kleines, unproperes Beutelchen aus der Tasche hervor, öffnete es, und ließ einige helle, glänzende Steinchen vorsichtig auf den Tisch rollen. Neugierig und voll Verwunderung betrachteten die Arbeiter sie, befühlten und wogen sie in der Hand, während der Eigentümer sie keinen Augenblick außer Acht ließ.

„Und diese Steine wachsen in der Erde und man kann sie nur so herausgraben?" fragten die beiden Arbeiter erstaunt. „Welch' großen Wert haben denn diese Dinger?"

„Diese Steine haben einen reellen Wert von über hunderttausend Dollars, ich kann jetzt überall als Gentlemen auftreten und als solcher leben," antwortete ersterer, sich stolz in die Brust werfend.

„Aber da hättest Du für uns doch einige mitbringen sollen, wenn Du sie nur so aus der Erde herausgraben konntest; das ist nicht kameradschaftlich gehandelt," entgegneten die anderen.

„Nun, so leicht findet man die Steine nicht, man muß sie eben suchen und so lange graben, bis man sie findet," erwiderte hierauf der Gescholtene.

„Da hat man es in Californien besser," meinte der andere Feingekleidete. „Ja, ich lobe mir mein Californien, mein Goldland. Hat das Stückchen Gold auch einen geringeren Wert wie ein Diamant von gleicher Größe, so braucht man es doch nicht so mühsam aus der Tiefe der Erde hervorzuholen. Das Gold liegt dort frei zu Tage, man braucht nur hinzugehen und es loszuhacken."

„Hurrah für Californien!" riefen die Arbeiter, ihre Mützen schwenkend.

„Dann wirst Du reichen Vorrat angesammelt haben," meinte der eine, „laß Deinen Schatz mal sehen."

Der so Aufgeforderte zog ein Säckchen unter seinem Rocke hervor, setzte es auf den Tisch, öffnete dasselbe und schüttete den Inhalt aus. Ein kleines Goldmeer zeigte sich den erstaunten Blicken und halb erstarrt schaute Paul Werner auf die gelbe Flut.

Ein Ausruf der Ueberraschung erscholl von den Lippen der Arbeiter, welchen der Goldsucher mit einem triumphierenden Lächeln Beantwortete.

„Gold, wirkliches Gold!" sagte der eine, indeß er mit der Hand darin umherwühlte. „Es ist ja so fein wie Sand, ist denn dort die ganze Erde, das ganze Land von Gold?"

„Dieses Gold, welches man Goldstaub nennt, liegt wirklich wie Sand in den Betten der Flüsse und kann ohne große Mühe gewonnen werden," antwortete jener. „In den Bergen aber, kaum einige Fuß unter der Oberfläche, findet man ganze Adern von purem Gold, oft in der Stärke eines Armes. Ich habe auch davon ziemlich große Stücke ausgehauen, aber sie bereits in Dollars umgesetzt."

Mit halb ungläubiger Miene lauschten die Uebrigen diesem Berichte und der Erzähler fuhr deshalb fort: „Erhaltet meine Worte für eine Fabel, aber lest Ihr denn gar keine Zeitungen? Diese sind überfüllt von Berichten, wie viel Gold und mit welch' geringer Mühe man dieses in Californien findet."

In fieberhafter Aufregung hatte Paul diese Unterredung angehört; er erhob sich jetzt und näherte sich dem Tische, an dem die vier Männer saßen.

„Erlauben Sie, daß ich auch einmal die Steine und das Gold in Augenschein nehme?" wandte er sich an diese.

(Fortsetzung folgt.)

# Prinzeßchen.

2) Erzählung von Mrs. Hungerford. Autorisierte Uebertragung von P. Wollmann. Nachdruck verboten.

### Drittes Kapitel.

Es ist eine kleine, schlanke, braune Hand.

Dann folgt ein Gesicht und was für eins! Ein leichter Druck der Hand auf die Mauer und mit einer Bewegung voll Jugend-Kraft und Anmut springt eine zarte Gestalt in das Sonnenlicht und eilt schnell auf der Mauer hin, wie in nervöser Hast bemüht, eine passende Stelle zum Absprung zu finden. Ein einfaches, verwaschenes Kattunkleidchen umschließt die feinen, beinahe kindlichen Formen und in den derben Landschuhen stecken die schönsten aristokratischen Füßchen.

Für den Augenblick sieht Delaney einzig und allein das entzückende Gesicht. Welch' klare, tiefe, graue Augen; mit wie zarter Färbung liegen die dunklen Schatten unter ihnen — dieses Merkmal aller wahren irischen Augen — die Schatten der langen seidenen Augenlider! Der koloffale Hut, unter dem sich das kastanienbraune Haar kräuselt, kann nicht die klare Stirn und die hübschen gerötete Wangen verbergen, aber das Schönste ist der liebenswürdige Zug um den lachenden, rosigen Mund.

Nun beugt sie sich vorwärts, um niederzuspringen an einer, wie es Denis scheint, ziemlich unmöglichen Stelle.

Ein scharfer Ausruf entfährt ihm: „Versuchen Sie es nicht! Es ist viel höher, als es scheint!"

Sie erschrickt heftig. Woher die Stimme? Sich schnell nach der Richtung wendend, begegnet sie seinen Augen und starrt ihn wie gebannt an. Wer ist er und wie ist er hierher gekommen?

Langsam, ganz langsam steigt ein tiefes Rot in ihre Wangen. Ist dieser große, hübsche, freundliche junge Mann der Vetter, den sie so gefürchtet hat? Ein Lächeln spielt um ihre lieblichen Lippen und unwillkürlich neigt sie sich zu ihm.

„Du bist Denis!" sagt sie mit leiser klarer Stimme.

„Richtig vermutet!" und den Hut ziehend, blickt er lachend zu ihrer Erhabenheit empor.

„Ich wußte es," sagte sie schüchtern triumphierend; „ich sah es sogleich. Du, Du bist wie Papa — nur so ganz anders. Aber Du erkennst mich nicht."

„Gewiß, Ihro Gnaden von Ballybinch! Bin ich denn ein Maulwurf, daß ich blind sein könnte für die natürliche Würde, welche Dich auszeichnet? Begegnet man Prinzessinnen etwa so häufig, daß man —"

„Unsinn!" unterbricht sie ihn ein wenig ungehalten. „Es war, weil ich zuerst sprach; ohne das hätte ich Dich sehr in die Irre leiten können!" In ihren lieblichen Augen erscheint ein Bedauern unschuldiger Koketterie über diese verlorene Gelegenheit. —

„Du hättest es nicht von da oben her gekonnt; da fehlt der Mann."

„Gut, daß Du mich daran erinnerst — Papa muß sich wundern, wo ich bleibe. Bitte, geh' aus dem Wege, während ich springe."

„Nicht dort, bitte; laß mich Dir helfen. Vertraue Dich mir an, und ich will Dich herunternehmen."

„Bin ich von Porzellan, daß ich zerbrechen könnte? Aber wenn Du willst, laß mich meine Hände auf Deine Arme legen, um mich vor einem plötzlichen und schrecklichen Tode zu bewahren. Nun, bist Du bereit?"

Die süßen Augen blickten schelmisch in die seinen, ohne die geringste Verwirrung, dann fühlte er einen leichten Druck auf seinen Armen und im nächsten Augenblick steht sie neben ihm auf dem weichen Grase. „Wirklich kein Knochen gebrochen!" ruft sie mit kecker Stimme, und dann sagt sie ihm ein freundlich-ernstes „Willkommen, Vetter! Weißt Du, ich bin sehr, sehr froh darüber, daß Du gekommen bist."

„Danke; das ist das Freundlichste, was Du mir sagen könntest," erwiderte er etwas überrascht durch ihren Ernst. „Ich fürchtete, Euch zu belästigen oder —"

„O nein!"

„Meinst Du, daß Du, Du selbst, froh bist über mein Hiersein?"

„Mehr als ich sagen kann!" versicherte sie nochmals schnell zu seiner freudigen Ueberraschung — „nämlich um Papas willen. Er hatte immer so großes Verlangen, einen seiner Verwandten zu sehen und besonders Dich, den einzigen Sohn seines einzigen Bruders." Sie schweigt eine Weile, dann fragt sie ihn freundlich anblickend: „Was führt Dich her?"

„Das Verlangen, ihn zu sehen, glaube ich," entgegnete er lächelnd. „Ich wäre schon früher gekommen, aber ich bin in den letzten Jahren viel auf Reisen gewesen; vor drei Monaten jedoch, als ich hörte, daß die Angelegenheiten in Irland beständig schlechter würden, gab ich meine Absicht, wieder nach dem Orient zu gehen, auf und kam statt dessen hierher."

„Wegen Unannehmlichkeiten mit Deinen Töchtern?"

„Ja, oder vielmehr, was dasselbe ist, mit meinen Gutsverwaltern. Seit jener schrecklichen Tragödie, als sie den armen Meredith erschossen, habe ich keine Ruhe gehabt."

„O ich erinnere mich dessen, als wäre es gestern gewesen; es war ein schrecklicher Mord. Er widerstand so lange, so tapfer, und sie zerfleischten — o, es war schrecklich!" sagte sie erbleichend. „Und für Dich schlimmer, als für irgend jemand sonst."

„Ich werde es ihnen sicherlich nicht vergessen!" ruft er ingrimmig mit zusammengebissenen Zähnen.

„Nun, seine beiden Nachfolger hielten nicht lange aus, da dachte ich, den Posten selber einzunehmen — natürlich mit einem Assistenten, und zu versuchen, was ich tun könnte."

„Nerry ist ein schrecklicher Ort," sagte Prinzeßchen mit einem Seufzer.

„Wenn es gut in der See untergetaucht und die Einwohner gründlich fortgewaschen werden könnten, würde es ihm heilsam sein," entgegnete er leichthin. „Inzwischen will ich sehen, was sich tun läßt. Mama war anfangs dagegen, ihr Haus in der Stadt zu verlassen und hierher zu kommen, aber ich überredete sie, ließ das Schloß in Ordnung bringen und nun sie einen Monat lang hier gelebt hat, scheint sie den Aufenthalt liebzugewinnen. Natürlich dachten wir beide, sobald sich mir ein paar Tage der Muße boten, an Dich und meinen Onkel."

„Das war freundlich von Euch," entgegnete sie sanft. Sie hatte ihn still beobachtet. Er ist sehr verschieden von den jungen Männern, ihrer Bekanntschaft; selbst Kilgarriff, der für seine Jahre weit in der Welt umhergekommen ist, und ganz vertraut sein sollte mit dem feinen Weltton, welcher den wohlgebildeten Mann der Gesellschaft von dem einfachen Landedelmanne unterscheidet, scheint ihr nicht den Vergleich mit dem neugefundenen Vetter auszuhalten.

Jetzt kommt das Haus in Sicht und mit ihm der Gutsherr, atemlos, aber glückselig, mit einem Dutzend Hunde jeglichen Alters und Aussehens auf den Fersen.

„So hast Du sie also!" ruft er schon von weitem fröhlich. „Das ist gut! Sie ist mehr wert, als ein Dutzend meinesgleichen. Ich eilte, so sehr ich konnte, aber einer von diesen Burschen aus Kingston Form — Du kennst sie, Nora — stellte mich, und sein Redefluß, wenn einmal im Gange, ist ohne Ende.

### Viertes Kapitel.

Mehrere Stunden später und nachdem sie gefrühstückt haben, sitzen die beiden Herren rauchend auf dem kleinen Vorplatz mit dem Blick über den Garten.

Der Gutsherr erörtert sein Lieblingsthema: Irland und die Irländer in feuriger beredter Weise. „Hat es je solch ein Volk gegeben — je solche Schurken? Gab es jemals solche Narren, wie die Schafe zur Schlachtbank getrieben, ohne zu wissen, warum und wofür? Aufgehetzt von einer Bande Demagogen, die sie ausnutzen, um die eigenen Taschen zu füllen, und sich dann nicht mehr darum kümmern, ob die von ihnen Verführten untergehen oder nicht! — Und an Pachtzahlen denken sie nicht; nicht einmal ihren Seelsorger würde sie bezahlen, wenn sie nicht fürchteten, ohne ihn zu sterben und unzählige Jahrhunderte im Fegefeuer schmachten zu müssen. — Bist Du es, Liebchen?" als Prinzeßchen soeben hinter seinen Stuhl tretend, sich zu ihm neigt. „Nora kann Dir davon erzählen."

„Sie sind arm," erwiderte sie seufzend.

„Das ist gleichgültig," sagte ihr Vater hastig. „Was ich Deinem Vetter mitteile, ist, daß sie keinen Sinn für Ehrlichkeit haben, für Rechtlichkeit. Nicht einen Pfennig habe ich von diesen her — Nora, mein Herzchen, geh und hole mir die andere Pfeife; diese hat keinen Zug: Du wirst sie schon finden.

Nora steht sich nach einem schnellen Blick auf ihren Vetter leise zurück.

„Ich hasse es, in Gegenwart eines Mädchens zu fluchen, obgleich es zu Zeiten eine große Erleichterung gewährt, besonders, wenn man auf seine Landsleute zu reden kommt; sie sind ein so barbarisches, vermaledeites Volk; und dann ihre ewige Not!"

„Ich glaube wohl, daß sie welche haben," sagte der junge Mann gedankenvoll und noch unter dem Eindruck der sanften Stimme und der lieben bittenden Augen, welche soeben für die Armen Partei ergriffen hatten.

„Torheit!" ruft sein Oheim zornig; in Wirklichkeit ist er die menschenfreundlichste Seele und wird in der Regel von jedem Bauern der Nachbarschaft schmachvoll übervorteilt. „Du verstehst sie nicht. Wie die übrigen Deiner Landsleute, über- oder unterschätzest Du uns Irländer."

„Mißverstehe mich nicht, Onkel," entgegnet Delaney schnell. „Ich bin durch und durch ein Ire!"

„Gut, mein Junge; das mag ich hören!" und es giebt ihm einen kräftigen Schlag auf die Schulter. „Ungeachtet all' unserer vielen Fehler und ungeachtet der Schurken, welche uns Schande machen, möchte ich doch nichts anderes sein. Ein treugesinnter Irländer ist so gut wie zwei Engländer."

„So gut wie einer, gewiß," sagt Denis lachend.

„Nein, wir zwei und besser!" beobachtet sein Oheim entschieden. Er sitzt jetzt gerade und kampfbereit da, mit herausfordernder Miene gegen seinen Neffen, und sein Haar, noch so voll wie in der Knabenzeit, scheint sich zu sträuben in der Hitze des Argumentierens. Dieses zur Schau getragene Ansehen von vorgeblicher Strenge und Rauhigkeit hat ihm bei seinen lachlustigen Nachbarn schon viel Spott eingetragen. „Ich fürchte, Du bist nicht vorbereitet und kampfbereit," fährt er lachend fort. „Nora, Prinzeßchen! Wo in aller Welt ist das Kind? Immer verschwunden, gerade wenn ich sie am meisten brauche. Da bist Du, Herzchen" — als Nora zögernd kommt — „und ohne die Pfeife; schadet nicht, sieh, hier finde ich sie in meiner Tasche. Aber Du hättest Deinem Vetter eine bringen sollen.

„Mein Vetter tut etwas besseres als Pfeifenrauchen," sagte das Mädchen, sich über ihn neigend und sachte sein Haar zausend. „Nur ein wenig moustache wie der Deine kann das heutzutage noch tun."

„Wirklich?" und sich schnell zu seinem Neffen wendend, sieht er jetzt erst, daß Denis eine Cigarre raucht. „Himmel! was für Narren seid ihr Jungen; Ihr wißt nicht, was Euch frommt; Ihr werdet zu Grabe gehen, fürchte ich, ohne zu lernen, was für eine vortreffliche Gehärtin die Pfeife ist, doppelt so gut wie Euer Glimmstengel und doppelt so herzstärkend."

### Fünftes Kapitel.

In der vergangenen Nacht hat es etwas geregnet und Baum und Busch und das wogende Gras erscheinen daher besonders frisch und glänzend. Fröhlich und wohlgemut jagein die Schwalben durch die Luft. Ruku! ertönt der Seufzer der Holztauben aus dem dichten Laube des Wäldchens und durch alles hindurch vernimmt man das Rollen der Meereswogen in der Bucht tief unten.

Ein schwerer Zweig erdnelfarbener Rosen, noch naß von glitzernden Regentropfen, wird von einer kleinen, aber geschickten Hand gegen Delaney's Fenster geschleudert. Es ist noch früh am Morgen, und Denis, diesem duftigen Befehlsübergebend, tritt ans Fenster in Hemdsärmeln und mit zwei Bürsten bewaffnet, denen es bis jetzt noch nicht gelungen ist, sein Haar in Ordnung zu bringen.

„Komm' heraus!" ruft eine frische, liebliche Stimme. „Wie? noch nicht angezogen? Was meinst Du, was ich schon alles getan habe? Ich bin nach der Bucht hinuntergegangen; ich habe gebadet, bin zurückgekommen und nun wieder angekleidet. O, was für ein träger Bursche Du bist!"

Was für ein liebliches Bild, wie sie dort steht, den hübschen Kopf zurückgeneigt mit feuchtendem Augen und einem Gesicht, so frisch und schön, wie der Morgen. Nach einem nochmaligen schnellen Blick auf sie scheint es ihm Zeitverschwendung, über sein gegenwärtig etwas ungehöriges Kostüm noch Entschuldigungen zu machen. Ist er nicht ihr Vetter, und ist ein Vetter nicht eine Art Halbbruder? Auch liegt ihr eine falsche Scham durchaus fern.

„In einem Augenblick bin ich draußen."

„Du hättest vor einer Stunde hier sein sollen, da war die Luft köstlich. Eile Dich nun, zieh den Rock an, und wir wollen noch vor dem Frühstück eine tüchtige Tour machen. Hier," ihm eine Rosenknospe zuwerfend, „stecke das in Dein Knopfloch und mache schnell, schnell, schnell!"

(Fortsetzung folgt.)

# Allerlei.

### Tägliche Erinnerungen.

**3. März.**

1193: Sultan Saladin, †. (Damaskus.) 1793: Ch. Scalsfield (K. A. Postl) Schriftsteller, geb. (Poppitz.) 1871: Wahlen zum ersten deutschen Reichstag. 1900: Burtschellez-Alpinist, †. (Solothurn.)

### Rückblick über den Babel-Bibel-Streit.

Eine bekannte Anekdote erzählt, wie einst zwei Freunde in einen äußerst lebhaften Streit miteinander gerieten, bis es schließlich dem einen einfiel zu fragen: ja, um was streitest du denn eigentlich? Da stellte sich denn zur beiderseitigen Verblüffung heraus, daß jeder etwas ganz anderes gemeint, der Streit also völlig überflüssig gewesen.

Diese Anekdote fiel uns ein, als wir die eben erschienene Schrift von Delitzsch durchlasen „Babel und Bibel, ein Rückblick und Ausblick". Stuttgart 1904. Wer die Schrift zur Hand nimmt, in der Erwartung, in ihr eine sachliche Punkt für Punkt besprechende Auseinandersetzung zu lesen, mit den Einwänden, welche seine Gegner gegen seine Aufstellungen gelend machten, um schließlich die positiven Ergebnisse der Debatte festzustellen, auf denen dann die Forschung weiter zu bauen habe, wird die Schrift recht unbefriedigt aus der Hand legen. Nichts von alledem.

Delitzsch beklagt sich bitter, daß man ihn habe Dinge sagen lassen, die ihm recht ferne gelegen.

Heben wir die zwei Hauptpunkte heraus, um welche die Debatte vor Jahresfrist geführt wurde: Die Frage nach dem Ursprung des Monotheismus (Ein-Gottglaubens) in Israel und dem Offenbarungscharakter des Alten Testamentes.

Aus dem Umstand, daß Delitzsch in seinem ersten Vortrage in unmittelbarem Zusammenhang mit seinen, von ihm jetzt (S. 18) so sehr betonten Aeußerungen über den Monotheismus der Bibel das Vorkommen des Jahve-Namens im babylonischen bewies, haben die weitaus meisten Kritiker geschlossen, Delitzsch lehre in dem jüdischen Monotheismus eine Anleihe in Babylon. Delitzsch ist an diesen Mißverständnissen selbst schuld. Oder hat nicht er selbst geschrieben: „Israel ist jetzt seiner großen Ruhmestat (des Monotheismus) beraubt" (Anmerkungen S. 77 bis 78)? Diese Entlehnungshypothese bezeichnet er jetzt als „Wahnvorstellung" (S. 22) und bemerkt des weiteren:

„Es ist ein glücklicher Zufall, daß gerade aus der Zeit der ersten babylonischen Dynastie, welche aus einem (jenem) neuen Nachschub semitischer Nomaden um 2500 bewerkstelligt, eine Fülle von Privaturkunden erhalten geblieben sind, deren Personennamen auf die nähere verwandtschaftlichen Beziehungen, den besonderen Dialekt, die angestammte Religion jener Semitenstämme wenigstens einen Schimmer von Licht werfen und mit Sicherheit schließen lassen: nicht, daß der Monotheismus der Kinder Israel aus Babylon stamme, sondern — daß die altestamentliche Vorstellung von Jahve durchaus korrekt ist, dergestalt der Kultus des nachmaligen israelitischen Nationalgottes Jahve-Jahu in eine Zeit lange vor Moses zurückgeht. Jahve, der Stammesgott bereits der Ahnen Israels: Abraham, Isaak und Jakob gewesen." (S. 20.)

Delitzsch begnügt sich also mit der Konstatierung, daß der Name Jahve auf babylonischen Tonzieglen vorkomme mit ausdrücklicher Zurückweisung der darauf basierenden Entlehnungshypothese.

Eine herbe Enttäuschung bereitet Delitzsch sodann Jenen, welche ihn die biblischen Berichte über die Urzeit einfach en bloc aus Babylon entlehnen ließen. Die Gegner Delitzsch's hatten sofort den tiefgehenden Unterschied zwischen dem polytheistischen babylonischen Schöpfungsmythus und der streng monotheistischen Haltung des biblischen Schöpfungsberichtes betont. Auch letzteres giebt Delitzsch jetzt zu:

„In schroffem Gegensatz zu Babylon brach sich im Volke Israel monotheistischer Gottesglaube — auch als Volksreligion — Bahn, und obschon sich dieser Monotheismus, selbst am Ende seiner Entwickelung, so weit sich diese in unbeeinflußt orientalischem Geiste vollzog, zu der höchsten Stufe religiös-sittlicher Erkenntnis nicht durchrang, so reichte er doch vollkommen hin, um die von den Babyloniern übernommenen Urgeschichten von Weltschöpfung, Sintflut u. s. w. einem religiösen Reinigungs-Prozeß zu unterziehen, sie allen mythologisch-polytheistischen Beimerke zu entleiden und insofernhe jene von der Weltschöpfung in eine durch schlichte Erhabenheit ausgezeichnete Form umzugießen" (S. 23).

Gegen solche „Entlehnungen" hat nun Niemand etwas einzuwenden. Wenn Delitzsch freilich meint, der Verfasser dieses Teils des Pentateuchs (der fünf Bücher Moses) habe diese babylonische Erzählung übernommen, ohne die Hauptfrage zu stellen, woher denn das Chaos stamme, so dürfte er damit keineswegs Beifall finden. Die Akten über den ersten Vers der Genesis: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde" sind noch nicht geschlossen, so laut die radikale Kritik das auch behauptet. Es wäre doch ein ganz eigenartiger „Monotheismus", der den „heidnischen Kern" auch in der Umgestaltung „völlig intakt" gelassen hätte. Der biblische Schöpfungsbericht will die ganze Schöpfung auf Gott zurückführen, im bewußten Gegensatz zum babylonischen Mythus, der in Marduk einen Weltbildner annimmt, der seine weltbildende Macht bezeigt an einer bereits vorhandenen Materie. Deshalb ist das Resultat dieses „religiösen Reinigungsprozesses" nicht bloß eine durch schlichte Erhabenheit ausgezeichnete Form, auch der Inhalt ist ein anderer geworden.

Was den anderen Punkt anbetrifft: den Offenbarungscharakter des Alten Testaments, so war schon aus den Anmerkungen, welche Delitzsch seinem ersten Vortrag folgen ließ, zu ersehen, daß er darunter die Verbalinspiration verstand, d. h. jene Auffassung der Inspiration, wonach der inspirierte Schriftsteller das Werkzeug, der Griffel, die Feder, die Schreibmaschine des heiligen Geistes sein soll.

Das ist nun nicht die Auffassung der katholischen Kirche und ist es nie gewesen; sie war vielmehr eine